Oliver Weßling

Der Tod hat keine Sprechzeiten

Ein Amselgasse Krimi

DER REGIONAL-KRIMI

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-797-5

1 – Die Symmetrie des Morgens

Der Wecker, der Kaffee und der erste Fehler im System

Theodor Blum öffnete die Augen exakt acht Sekunden, bevor der digitale Radiowecker auf dem Nachttisch die Sieben-Uhr-Nachrichten anstimmen konnte. Das war kein Zufall, das war Biologie gewordene Disziplin, antrainiert in zweiundsiebzig Jahren eines Lebens, das Überraschungen verabscheute wie der Teufel das Weihwasser. Er starrte für einen Moment an die weiße Zimmerdecke, wo ein mikroskopisch kleiner Riss im Putz verlief, dessen Verlauf Theodor besser kannte als die Linien seiner eigenen Handfläche. Seit drei Jahren beobachtete er diesen Riss. Er war nicht gewachsen. Das war gut. Stillstand war in Theodors Alter ein Synonym für Erfolg. Mit einer routinierten Bewegung, die er im Schlaf beherrschte, streckte er den linken Arm aus und drückte die Taste, um den Alarm zu deaktivieren. Die rote Digitalanzeige sprang von 06:59 auf 07:00, doch das Zimmer blieb still. Theodor gestattete sich ein fast unsichtbares Lächeln. Ein weiterer kleiner Sieg über die Technik, ein weiterer Morgen, der nicht mit dem hektischen Geplapper eines überdrehten Radiomoderators begann, der einem gute Laune befehlen wollte, noch bevor man den ersten Kaffee gerochen hatte. Er schlug die Bettdecke zurück – ein Modell aus Daunen, jahreszeitlich angepasst, mittlerer Wärmegrad – und schwang die Beine aus dem Bett. Er hielt inne. Das war die kritische Phase. Er lauschte in seinen Körper hinein wie ein Mechaniker, der einen alten Motor startet. Die Knie? Ein leises Knirschen,

wie Sand im Getriebe, aber schmerzfrei. Der Rücken? Ein stumpfes Ziehen im Lendenwirbelbereich, präsent, aber ignorierbar. Der Kopf? Klar. „Na also“, murmelte Theodor in die Stille des Schlafzimmers. „Geht doch.“ Er schlüpfte in seine Filzhausschuhe. Sie standen exakt parallel zueinander auf dem kleinen, cremefarbenen Vorleger. Theodor hasste es, wenn Hausschuhe kreuz und quer lagen, als wären sie panisch vor etwas geflohen. Dinge hatten ihren Platz. Wenn Dinge ihren Platz verließen, begann das Chaos. Und Chaos war der Feind. Der Weg ins Badezimmer war ein Parcours durch ein Museum der Erinnerungen, das Theodor „sein Zuhause“ nannte. An den Wänden des Flurs hingen gerahmte Fotografien, keine wilden Schnappschüsse, sondern sorgfältig komponierte Porträts. Seine verstorbene Frau Elsbeth vor dem Kölner Dom, 1984. Theodor bei der Preisverleihung des Philatelisten-Verbandes Nordrhein-Westfalen, 1999. Alles wirkte statisch, konserviert, sicher. Im Bad angekommen, betrachtete er sein Spiegelbild. Das Gesicht, das ihm entgegenblickte, erinnerte ihn an eine gut genutzte Landkarte. Die Falten waren tief, aber nicht unfreundlich. Seine grauen Haare standen etwas wirr ab, was ihm, wie Elsbeth immer gesagt hatte, das Aussehen eines zerstreuten Professors verlieh. Theodor nahm den Kamm aus der zweiten Schublade rechts – er lag dort in einer eigens dafür vorgesehenen Plastikschale – und korrigierte diesen Missstand. Er war kein Professor, er war ehemaliger Archivar. Zerstreutheit war ihm fremd. Die wahre Prüfung des Morgens wartete jedoch in der Küche. Theodor betrat den Raum, der nach Linoleum und schwach nach dem Putzmittel roch, das seine Reinigungs-

hilfe Frau Kowalski immer montags benutzte. Heute war Mittwoch. Der Geruch hielt sich gut. Er ging zur Arbeitsplatte. Dort stand sie: Seine Kaffeemühle. Ein altes Modell aus Holz und Messing. Theodor verachtete die modernen Kapselmaschinen, die inzwischen fast die gesamte Amselgasse erobert hatten. Sie waren laut, produzierten Unmengen an Plastikmüll und der Kaffee schmeckte nach Hektik und verbranntem Aluminium. Nein, Theodor zelebrierte den Prozess. Er füllte die Bohnen ein – eine milde Röstung aus Hamburg – und begann zu kurbeln. Das knackende Geräusch der zerberstenden Bohnen war Musik in seinen Ohren. Es war Arbeit. Und Arbeit veredelte das Ergebnis. Während das Wasser im Wasserkocher summte (er schaltete ihn immer ab, bevor es sprudelnd kochte; vierundneunzig Grad waren ideal, hundert Grad verbrannten die Aromen), trat er an das Küchenfenster. Dies war der wichtigste Moment des Tages. Die Inspektion. Die Amselgasse lag im fahlen Licht des Oktobermorgens. Nebelschwaden hingen tief zwischen den akkurat geschnittenen Hecken und den gepflegten Vorgärten. Es war eine gute Straße. Eine ruhige Straße. Hier wohnten Menschen, die ihre Hypotheken abbezahlt hatten und deren größtes Ärgernis darin bestand, wenn der Bäcker keine Mohnbrötchen mehr hatte. Theodor nahm seine Tasse – Meissener Porzellan, Zwiebelmuster, ein Erbstück – und blies vorsichtig den Dampf weg. Er nahm einen kleinen Schluck. Perfekt. Dann ließ er den Blick schweifen.

Er begann links, bei Hausnummer 2. Dort wohnte Holger Zorn. Ein Immobilienmakler, der zu laut lachte, zu teure Autos fuhr und Anzüge trug, die eine Nuance zu eng saßen.

Zorns Einfahrt war gepflastert mit anthrazitfarbenem Edelsplitt, auf dem kein einziges Blatt liegen durfte. Theodor sah, dass Zorns schwarzer SUV bereits weg war. Ein Frühaufsteher, dieser Zorn. Wahrscheinlich war er schon unterwegs, um irgendeiner armen Seele ein überteuertes Reihenhaus anzudrehen. Theodors Blick wanderte weiter. Gegenüber, Hausnummer 5. Frau Giesebrecht. Theodor seufzte leise und ein Ausdruck milder Verzweiflung legte sich auf seine Züge. Gestern war Dienstag gewesen. Müllabfuhr-Tag. Die gelben Tonnen. Die Vorschrift der Gemeinde Kirchberg war eindeutig: Die Tonnen waren am Vorabend ab 18:00 Uhr an den Straßenrand zu stellen, mit den Rädern zur Hauswand und dem Deckel zur Fahrbahn. Nach der Leerung waren sie unverzüglich wieder auf das Privatgrundstück zu verbringen. Frau Giesebrechts gelbe Tonne stand immer noch draußen. Nicht nur das. Sie stand schief. Ein Rad stand auf dem Bürgersteig, das andere im Rinnstein. Der Deckel stand halb offen, wie ein gähnender Mund, der die Ordnung der Straße verspottete. „Giesebrecht“, murmelte Theodor und schüttelte den Kopf. „Ist es denn so schwer?“ Er spürte den Impuls, hinauszugehen und die Tonne an ihren Platz zu schieben. Es juckte ihn in den Fingern. Aber er unterdrückte es. Er war nicht der Hausmeister der Amselgasse, auch wenn er sich manchmal so fühlte. Er würde Frau Giesebrecht später, wenn er sie beim Briefkasten traf, freundlich darauf hinweisen. Ganz diplomatisch. Vielleicht mit einem kleinen Scherz über die Vergesslichkeit im Alter, obwohl Frau Giesebrecht fünf Jahre jünger war als er. Er nahm einen weiteren Schluck Kaffee und wandte den Blick nach rechts. Hausnummer 4.

Direkt neben ihm. Arthur Hagedorn. Bei dem Gedanken an Arthur entspannten sich Theodors Gesichtszüge wieder. Arthur war ein Fels in der Brandung des modernen Wahnsinns. Ein pensionierter Buchhalter, Junggeselle wie Theodor (wenn man Theodors Witwerstatus so nennen wollte), ein Mann der Stille. Arthurs Garten war ein Meisterwerk der Geometrie. Die Buchsbäume waren keine Pflanzen, sie waren grüne Kugeln, die Arthur vermutlich mit der Nagelschere bearbeitete. Der Rasen hatte englische Qualität. Zwischen Theodor und Arthur existierte eine stille Übereinkunft. Man grüßte sich, man lieh sich im Notfall (der in zehn Jahren zweimal eingetreten war) Werkzeug, aber man schwieg sich ansonsten respektvoll an. Es war die perfekte Nachbarschaft. Theodor ließ den Blick über Arthurs Terrasse gleiten. Er bewunderte die Symmetrie der drei großen Terrakotta-Kübel, die Arthur erst letzte Woche neu bepflanzt hatte. Winterharte Zwergkiefern. Links, Mitte, Rechts. Exakt ausgerichtet an den Fugen der Waschbetonplatten. Theodor nickte anerkennend. So musste das sein. Doch dann erstarrte er. Die Tasse stoppte auf halbem Weg zum Mund. Er blinzelte. Er kniff die Augen zusammen, obwohl er seine Brille trug. Der mittlere Kübel. Er stand nicht. Er lag. Theodor spürte ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend, das nichts mit dem Kaffee zu tun hatte. Der schwere Terrakotta-Topf war umgekippt. Dunkle Blumenerde hatte sich über die hellen Platten ergossen, ein chaotischer, schwarzer Fleck auf der makellosen Ordnung. Ein Wurzelballen ragte hilflos in die Luft wie ein amputiertes Gliedmaß. „Arthur?“, flüsterte Theodor. Das war unmöglich. Es war letzte Nacht vollkommen windstill

gewesen. Theodor wusste das, weil er bis elf Uhr gelesen hatte und das Fenster gekippt war. Kein Windhauch hatte die Gardinen bewegt. Ein solcher Topf fiel nicht von alleine um. Hatte Arthur ihn umgestoßen? Vielleicht gestern Abend, als er die Vögel gefüttert hatte? Aber Arthur Hagedorn ließ keinen umgestürzten Topf liegen. Nicht über Nacht. Es widersprach seiner DNA. Arthur war der Mann, der die Fransen seines Teppichs mit einem Kamm ausrichtete. Ein solcher Fleck auf der Terrasse hätte ihm körperliche Schmerzen bereitet. Er hätte Taschenlampe und Handfeger geholt, selbst wenn es drei Uhr morgens gewesen wäre. Theodor starrte auf den Fleck. Je länger er hinsah, desto größer schien er zu werden. Die verstreute Erde wirkte wie eine offene Wunde in der idyllischen Szenerie der Amselgasse. Dann fiel ihm noch etwas auf.

Die Terrassentür. Aus Theodors Winkel konnte er sehen, dass der weiße Kunststoffrahmen nicht bündig schloss. Da war ein Spalt. Ein dunkler, schmaler Spalt. Die Tür war offen. Im Oktober. Um sieben Uhr morgens. Arthur fror leicht. Er heizte schon ab September. Er würde niemals die Tür offenlassen. Theodor stellte die Tasse ab. Das Porzellan klirrte leise auf der Arbeitsplatte, ein Geräusch, das in der morgendlichen Stille seltsam laut wirkte. Sein Appetit auf das geplante Buttertoast war schlagartig verschwunden. Ein diffuses Gefühl der Unruhe breitete sich in ihm aus. Es war nicht direkt Angst, eher das Gefühl, das man hat, wenn man das Haus verlässt und nicht sicher ist, ob man den Herd ausgeschaltet hat. Ein Nagen. Ein Störgefühl. Die Symmetrie war gebrochen. Der Rhythmus der Amselgasse stotterte. Er wartete noch eine Minute. Vielleicht würde Arthur

jetzt gleich auf die Terrasse treten, im Morgenmantel, sich an den Kopf fassen und den Topf aufrichten. Theodor würde nicken, Arthur würde zurücknicken, die Welt wäre wieder in Ordnung. Aber nichts geschah. Die Vorhänge in Arthurs Wohnzimmer blieben unbewegt. Der Topf blieb liegen. Die Tür blieb einen Spaltbreit offen. „Das gefällt mir nicht", sagte Theodor laut. Seine eigene Stimme klang fremd in der leeren Küche. „Das gefällt mir ganz und gar nicht." Er drehte sich um und verließ die Küche. Er ging in den Flur, öffnete den Garderobenschrank und holte seine graue Strickjacke heraus. Er knöpfte sie zu, jeden Knopf sorgfältig von unten nach oben, obwohl seine Finger leicht zitterten. Dann schlüpfte er in die Garten-Clogs, die an der Hintertür standen. Er musste rübergehen. Nicht aus Neugier, redete er sich ein. Sondern aus Pflichtgefühl. Man ließ einen Nachbarn nicht mit einem umgestürzten Blumentopf allein. Das gehörte sich nicht. Dass sein Herzschlag sich beschleunigte, während er die Türklinke herunterdrückte, schob er auf den starken Kaffee. Die hintere Tür seines Hauses fiel mit einem satten, vertrauenerweckenden Klicken ins Schloss. Draußen empfing ihn der Oktobermorgen mit einer feuchten Kühle, die sofort durch die Maschen seiner Strickjacke kroch und sich wie eine nasse Hand auf seine Schultern legte. Theodor fröstelte leicht und zog den Kragen höher. Er hätte den Schal nehmen sollen. Aber jetzt umzudrehen, wäre ihm wie eine Niederlage vorgekommen, ein Rückzug vor einer Aufgabe, die er noch gar nicht begriffen hatte. Er setzte sich in Bewegung. Das Gras war nass vom Tau. Obwohl er versuchte, mit seinen grünen Garten-Clogs so flach wie möglich aufzutreten, spürte er, wie

die Feuchtigkeit an seinen Socken zog. Ein zutiefst unangenehmes Gefühl. Nasse Socken waren für Theodor der Inbegriff von Unbehagen, eine kleine, private Katastrophe, die normalerweise einen sofortigen Strumpfwechsel nach sich gezogen hätte. Doch heute ignorierte er es. Sein Blick war auf den niedrigen Jägerzaun fixiert, der die Grundstücke trennte. Der Zaun war alt, aber gut gepflegt. Einmal im Jahr, immer am ersten trockenen Wochenende im Mai, strichen Arthur und er gemeinsam den Zaun. Theodor strich die linke Seite, Arthur die rechte. Sie sprachen dabei kaum, reichten sich höchstens mal den Pinselreiniger oder nickten anerkennend über die Deckkraft der Lasur. Es war eine stille Liturgie der Nachbarschaft. Theodor erreichte das kleine Holztürchen. Er legte die Hand auf die Klinke. Das Metall war eiskalt und feucht. Er drückte sie herunter. Das Türchen schwang geräuschlos auf. Natürlich tat es das. Arthur ölte die Scharniere mit derselben Präzision, mit der er seine Steuererklärung machte. Ein quietschendes Tor wäre in Arthurs Welt ein Zeichen von moralischem Verfall gewesen. Theodor betrat Arthurs Hoheitsgebiet. Hier war der Rasen noch eine Spur kürzer geschnitten als bei ihm selbst. Man hätte darauf Billard spielen können, wären da nicht die unzähligen Tautropfen gewesen, die im fahlen Morgenlicht glitzerten wie verstreute Diamanten. Je näher er der Terrasse kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Der umgestürzte Kübel wirkte aus der Nähe noch bedrohlicher als vom Küchenfenster aus. Er lag da wie ein gefallener Soldat auf einem Schlachtfeld aus Waschbeton. Die dunkle Erde hatte sich fächerförmig über die Platten verteilt, einige Brocken waren bis vor die Schwelle der

Terrassentür gerollt. Theodor erreichte die unterste Stufe der Terrasse und blieb stehen. Er lauschte. Nichts. Kein Radio. Kein Klappern von Geschirr. Kein Pfeifen des Wasserkessels. Die Amselgasse hielt den Atem an. Selbst die Vögel schienen beschlossen zu haben, dass dies kein Morgen für fröhliches Gezwitscher war.

„Arthur?“, rief Theodor. Seine Stimme war etwas fester als in der Küche, getragen von der Hoffnung, dass Arthur gleich um die Ecke biegen würde, vielleicht mit einer Harke in der Hand, um sich über irgendeinen vandalierenden Marder zu beschweren. Keine Antwort. Theodor stieg die zwei Stufen hinauf. Er stand nun direkt vor dem Desaster. Sein Blick wanderte von der offenen Terrassentür zu dem Kübel und wieder zurück. Die Vernunft sagte ihm: Geh rein. Schau nach, ob er Hilfe braucht. Vielleicht ist er gestürzt. Aber Theodors innerer Kompass, der seit sieben Jahrzehnten auf Ordnung gepolt war, blockierte. Er konnte nicht einfach an diesem Chaos vorbeigehen. Es war physisch unmöglich. Der Anblick der verstreuten Erde, des hilflos liegenden Terrakotta-Topfes, beleidigte seinen Sinn für Ästhetik so sehr, dass es fast wehtat. Nur kurz, dachte er. Ordnung schaffen. Dann helfen. Ächzend ging er in die Hocke. Seine Knie protestierten mit einem deutlichen Knacken, das in der Stille wie ein Pistolenschuss klang. Er ignorierte den Schmerz, griff mit beiden Händen nach dem Rand des schweren Topfes. Die Terrakotta war rau und kalt. „Hau-ruck“, flüsterte er und wuchtete das Ding hoch. Der Topf war schwerer, als er aussah. Arthur hatte wohl ordentlich gegossen. Mit einem dumpfen Klong landete der

Boden des Kübels wieder auf den Platten. Theodor drehte ihn, bis die Zwergkiefer wieder exakt so ausgerichtet war wie ihre beiden Schwestern links und rechts. Symmetrie wiederhergestellt. Nun die Erde. Er hatte keinen Besen. Kurzentschlossen nutzte er die Seite seines Clogs, um die gröbsten Erdbrocken wieder in den Topf zu schieben. Den Rest fegte er mit dem Fuß an den Rand der Terrasse, ins Beet. Er richtete sich auf, hielt sich kurz die schmerzende Lendenwirbelsäule und atmete tief durch. Besser. Viel besser. Der Weg war frei. Das Chaos war eingedämmt. Jetzt gab es keine Ausreden mehr. Er drehte sich zur Terrassentür. Sie stand noch immer diesen ominösen Spalt weit offen. Die weiße Gardine dahinter bewegte sich keinen Millimeter. Theodor hob die Hand und klopfte gegen das Glas. Pock. Pock. Pock. Das Geräusch war trocken und abweisend. „Arthur! Hör mal, deine Tür steht offen, und draußen sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa!“ Er wartete. Er zählte im Kopf bis zehn. Eins. Zwei. Drei… Bei Sieben wusste er, dass niemand kommen würde. Er griff in den Spalt, umfasste den kalten Kunststoffrahmen und schob die Tür auf. Sie glitt sanft in ihrer Schiene zur Seite, als würde sie ihn einladen. Theodor trat über die Schwelle. Der Übergang von der frischen, kühlen Außenluft in das Innere des Hauses war wie ein Schlag. Es roch seltsam. Nicht schlecht, aber… falsch. Es roch nach abgestandener Heizungsluft, nach altem Papier und Bohnerwachs – das war der normale Arthur-Geruch. Aber darunter lag eine Note, die dort nicht hingehörte. Etwas Süßliches. Etwas, das Theodor entfernt an Weihnachten erinnerte, aber auf eine unangenehme, fast chemische Weise. Wie billiges Parfüm oder ein Raumduft,

der zu lange gestanden hatte. Er stand im Wohnzimmer. Seine Augen brauchten einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen. Die schweren Vorhänge waren zugezogen und ließen nur schmale Lichtstreifen herein, die wie Gitterstäbe auf dem teuren Perserteppich lagen. Theodor kannte dieses Zimmer. Er war hier oft zum Schachspielen gewesen. Er wusste, wo alles stand. Links die massive Schrankwand aus Eiche rustikal, ein Monolith deutscher Wohnkultur der achtziger Jahre. Rechts die Sitzgruppe aus dunkelblauem Velours. In der Ecke der große Fernseher, der meistens ausgeschaltet war, weil Arthur das Programm für „verdummenden Unfug" hielt. „Arthur?", flüsterte Theodor. Jetzt klang seine Stimme ängstlich. Das Echo wurde von den vielen Büchern und Teppichen verschluckt. Er machte einen Schritt in den Raum hinein. Der Teppich dämpfte seine Schritte. Da sah er ihn. Arthur saß in seinem Lieblingssessel, dem großen Ohrensessel mit den gedrechselten Holzfüßen, der strategisch so platziert war, dass man sowohl den Fernseher als auch den Garten im Blick hatte. Arthur saß mit dem Rücken zur Terrassentür, aber Theodor konnte seinen Kopf sehen, der über die Lehne ragte. Er wirkte entspannt. Der Kopf war leicht zur Seite geneigt, an die „Ohren" des Sessels gelehnt. Vielleicht schlief er wirklich? Ein Nickerchen vor dem Frühstück? Aber die Stille im Raum hatte eine Qualität, die Schlaf ausschloss. Schlafende Menschen atmeten. Sie seufzten, sie schnarchten leise, sie bewegten sich. Dieser Raum war so still wie eine Briefmarke unter Glas. Theodor spürte, wie sein Herzschlag bis in den Hals hämmerte. Bumm. Bumm. Bumm. Er zwang seine Füße vorwärts. Er musste um den Sessel

herumgehen. Er musste ihm ins Gesicht sehen. Vielleicht war es ein Schlaganfall. Vielleicht konnte man noch etwas tun. Der Notarzt. 112. Er musste sein Handy holen. Nein, Arthur hatte ein Telefon im Flur. Theodor umrundete die Sitzgruppe. Seine Bewegungen waren hölzern. Er trat vor den Sessel. Arthur Hagedorn trug seinen guten Hausanzug, dunkelblau, mit einem Seidenschal um den Hals. Er war immer ein eleganter Mann gewesen, selbst im Haus. Seine Hände ruhten auf den Armlehnen, die Finger leicht gekrümmt, als wollten sie den Stoff noch einmal greifen. Aber es war sein Gesicht, das Theodor den Atem raubte. Die Augen waren halb geöffnet. Sie starrten stur geradeaus, auf das Aquarell der Lüneburger Heide an der gegenüberliegenden Wand. Der Blick war glasig, leer, erloschen. Die Haut hatte jenen wächsernen, fahlen Ton angenommen, den Theodor nur zweimal in seinem Leben gesehen hatte: Einmal bei seinem Vater, und einmal bei Elsbeth. Der Mund stand leicht offen, als hätte Arthur noch etwas sagen wollen. Vielleicht eine Beschwerde über das Fernsehprogramm. Oder eine letzte Anweisung zur Pflege der Buchsbäume. „Ach, Arthur“, entfuhr es Theodor. Es war kein Schrei. Es war ein leiser Seufzer des Bedauerns. Er streckte die Hand aus, zögerte, und berührte dann ganz vorsichtig Arthurs Handrücken. Kalt. Nicht kühl wie der Oktobermorgen. Sondern kalt wie ein Gegenstand. Die Wärme des Lebens war entwichen, hatte die Hülle zurückgelassen wie einen leeren Briefumschlag. Arthur Hagedorn war tot. Theodor stand da, die Hand noch immer halb ausgestreckt, und fühlte sich seltsam losgelöst von der Situation. Sein Gehirn, trainiert auf das Katalogisieren und Einordnen,

suchte verzweifelt nach einer Schublade für diesen Moment. Nachbar. Verstorben. Ursache unbekannt. Handlungsbedarf: Polizei. Doch bevor er sich abwenden konnte, um zum Telefon im Flur zu gehen, fiel sein Blick auf den kleinen Beistelltisch neben dem Sessel. Ordnung. Selbst im Angesicht des Todes suchte Theodors Blick nach Mustern. Auf dem Tischchen stand eine Tasse. Eine feine Mokkatasse mit Goldrand. Sie war leer, bis auf einen kleinen, dunklen Satz am Boden. Daneben lag ein Löffelchen. Benutzt. Und… Krümel. Helle, feine Krümel auf dem polierten Holz des Tisches und einige auf dem dunkelblauen Velours von Arthurs Anzug, direkt auf der Brust. Das störte Theodor. Arthur aß niemals im Sessel. Krümel waren im Wohnzimmer verboten. Wenn es Gebäck gab, dann am Esstisch, mit Teller und Serviette. Dass Arthur hier gesessen, Mokka getrunken und gekrümelt hatte, und das in seinem guten Anzug… das passte nicht. Das war so falsch wie der umgekippte Blumentopf. Theodors Blick, geschärft durch jahrelanges Suchen nach Plattenfehlern und Wasserzeichen, wanderte weiter. Er scannte den Körper, den Tisch, die Umgebung. Er suchte nach einer Erklärung für diese Abweichung von der Norm. Er sah zur Schrankwand hinüber. Dort standen die Zinnbecher. Arthurs ganzer Stolz. Theodor kannte diese Sammlung. Er hatte sich unzählige Vorträge über die Geschichte der Zinngießerei anhören müssen. Er sah die Reihe entlang. Eins, zwei, drei… Sein Blick stockte. Dort, in der zweiten Reihe. Zwischen dem wuchtigen Humpen und dem schlanken Becher. Dort war nichts. Nur ein kreisrunder, staubfreier Fleck auf dem Eichenholz. Theodor blinzelte. Er vergaß für

eine Sekunde den toten Mann im Sessel. Der Becher von 1999, dachte er. Er ist weg. Theodor wandte den Blick von der Lücke im Regal ab. Es kostete ihn Kraft. Der kreisrunde, staubfreie Fleck auf dem Eichenholz wirkte auf ihn wie ein schwarzes Loch, das alle Logik einsaugte. Arthur Hagedorn, der Mann, der seine Socken nach Farben und Kaufdatum sortierte, hätte niemals eine Lücke in seiner Sammlung geduldet. Wenn ein Becher zur Reinigung oder Reparatur gewesen wäre, hätte dort ein Platzhalter gestanden. Ein kleiner Zettel mit der Notiz: „In Pflege." Aber da war kein Zettel. Da war nur Nichts. Theodor drehte sich um und ging in den Flur. Seine Bewegungen waren mechanisch. Er fühlte sich wie ein Schauspieler in einem Stück, dessen Text er nicht kannte, aber dessen Handlung unausweichlich war. Er griff nach dem Telefon auf der kleinen Kommode. Ein altes Tastentelefon, beige, mit Schnur. Natürlich. Arthur traute schnurlosen Telefonen nicht. „Strahlung", pflegte er zu sagen, „und man findet sie nie, wenn sie klingeln." Theodor hob den Hörer ab. Das Freizeichen summte vertraut. Er wählte die 112. Er tat es ohne Hast. Arthur war tot. Eile half hier niemandem mehr. Jetzt ging es um Korrektheit. „Notrufzentrale, womit können wir helfen?" Eine Frauenstimme. Sachlich, aber mit jenem Unterton von routinierter Dringlichkeit. „Guten Morgen", sagte Theodor. Er räusperte sich. „Mein Name ist Theodor Blum. Ich rufe aus der Amselgasse Nummer 4 in Kirchberg an. Ich habe soeben meinen Nachbarn, Herrn Arthur Hagedorn, leblos aufgefunden." Er machte eine Pause. Er wartete auf Fragen nach Puls oder Atmung. „Ist der Patient ansprechbar?" „Nein", sagte Theodor. „Er ist kalt. Und

er… er sitzt sehr still.“ „Wir schicken sofort einen Notarzt und einen Rettungswagen. Bleiben Sie am Apparat oder warten Sie vor der Tür, um die Kollegen einzuweisen?“ „Ich warte an der Straße“, entschied Theodor. Er wollte raus aus diesem Haus. Der süßliche Geruch und die vorwurfsvolle Leere im Regal schnürten ihm die Kehle zu. Er legte auf. Bevor er ging, kehrte er noch einmal ins Wohnzimmer zurück. Nur für eine Sekunde. Er musste sichergehen, dass er sich das mit dem Becher nicht eingebildet hatte. Nein. Die Lücke war da. Sein Blick fiel wieder auf den kleinen Beistelltisch. Die Mokkatasse. Der Löffel. Die Krümel. Und da lag noch etwas. Halb unter der Untertasse verborgen, als hätte Arthur es dort achtlos abgelegt – was wiederum völlig untypisch war – lag ein kleines Stück Papier. Ein Kassenbon. Theodor wusste, dass man einen Tatort – war es ein Tatort? – nicht verändern durfte. Er hatte genügend Tatorte am Sonntagabend gesehen, um zu wissen, dass die Spurensicherung allergisch auf fingerfertige Nachbarn reagierte. Aber Theodor war kein Nachbar, der Beweise vernichtete. Er war ein Archivar. Er sicherte Informationen. Und dieser Bon lag gefährlich nah am Rand des Tisches. Ein Windhauch, wenn die Sanitäter hereinstürmten, und er würde auf den Boden segeln, unter den Sessel, in den Staubsauger der Geschichte. Ohne wirklich darüber nachzudenken, getrieben von einem Impuls, der schneller war als sein Gewissen, streckte Theodor die Hand aus. Er zupfte den Bon unter der Tasse hervor. Er überflog ihn kurz. „Bäckerei Schrunz. 1x Mohnschnecke. 1x Anis-Plätzchen (Tüte). Datum: Gestern, 14:32 Uhr.“ Anis-Plätzchen? Arthur hasste Anis. Er nannte es „das Gewürz des Teufels“

und behauptete, es schmecke nach Hustensaft und Enttäuschung. Warum kaufte Arthur Hagedorn eine ganze Tüte Anis-Plätzchen? Theodor hörte in der Ferne das Martinshorn. Er ließ den Bon in die Tasche seiner Strickjacke gleiten. Es war kein Diebstahl, redete er sich ein. Es war eine Sicherheitsverwahrung. Er würde es der Polizei geben. Später. Wenn der richtige Moment gekommen war.

Zehn Minuten später war die Idylle der Amselgasse Geschichte. Ein Rettungswagen und ein Streifenwagen parkten vor Nummer 4. Blaulicht zuckte über die Fassaden der schlafenden Häuser, ein stummer, hektischer Disco-Effekt, der so gar nicht hierher passte. Gardinen bewegten sich in den Fenstern der Nachbarschaft. Frau Giesebrechts Kopf erschien hinter ihren Geranien, die Lockenwickler noch im Haar. Theodor stand am Gartentor und fror. Ein junger Polizist, kaum älter als fünfundzwanzig, kam auf ihn zu. Die Uniform saß schlecht, die Hose spannte, und er hatte Kaugummi im Mund. „Sind Sie der Anrufer?“ „Theodor Blum. Ja.“ „Okay, Herr Blum. Bleiben Sie bitte hier. Die Kollegen schauen erst mal.“ Der Polizist notierte sich Theodors Namen auf einem Block, dessen Eselsohren Theodor körperlich schmerzten. Zwei Sanitäter kamen mit einem Koffer aus dem Haus. Sie hatten keine Trage dabei. Sie gingen langsam. Das war das internationale Zeichen für: Hier gibt es nichts mehr zu retten. Kurz darauf kam ein älterer Mann in Zivil aus dem Haus, gefolgt von einer weiteren Polizistin. Das musste der Hausarzt oder der Amtsarzt sein. Er unterhielt sich mit der Polizistin, zuckte mit den Schultern und steckte seinen Kugelschreiber ein.

Theodor trat einen Schritt vor. „Und?“, fragte er. Die Polizistin, eine resolute Frau mit kurzen blonden Haaren und einem Gesichtsausdruck, der besagte, dass sie ihren Kaffee noch nicht hatte, sah ihn an. „Herr Blum, richtig?“ „Ja. Was… was ist passiert?“ „Sieht nach Herzversagen aus“, sagte sie nüchtern. „In dem Alter leider keine Seltenheit. Friedlich eingeschlafen.“ „Eingeschlafen?“, wiederholte Theodor. „Im Sessel?“ „Kommt vor. Der Arzt stellt den Totenschein aus. Natürliche Todesursache. Wir informieren die Angehörigen, falls welche bekannt sind.“ Theodor spürte, wie sich Widerstand in ihm regte. Natürliche Todesursache? „Aber… da ist der Blumentopf“, sagte er. Die Polizistin blinzelte. „Der Blumentopf?“ „Auf der Terrasse. Er war umgekippt. Arthur hätte das nie zugelassen. Und die Tür stand offen. Es war kalt heute Nacht.“ Die Polizistin seufzte. Ein kleines Wölkchen Atemluft bildete sich vor ihrem Mund. „Herr Blum, vielleicht wollte er lüften und ihm wurde schlecht. Vielleicht ist er gegen den Topf gestoßen, als ihm schwindelig wurde. Es gibt keine Anzeichen für Fremdeinwirkung. Keine Kampfspuren, nichts durchwühlt.“ „Doch!“, entfuhr es Theodor. Er zeigte mit dem Finger auf das Haus, als könnte er durch das Mauerwerk hindurch auf die Schrankwand deuten. „Da fehlt etwas. Ein Zinnbecher.“ Der junge Polizist mit dem Kaugummi hörte auf zu kauen. „Ein Zinnbecher?“ „Jahrgang 1999. Zur Jahrtausendwende. Arthur hatte die komplette Serie. Jetzt ist da eine Lücke. Ein Loch!“ Die Polizistin wechselte einen Blick mit ihrem Kollegen. Es war dieser spezielle Blick, den Beamte austauschten, wenn sie es mit verwirrten Senioren zu tun hatten. Mitleidig, aber abschät-

zig. „Vielleicht ist er runtergefallen? Oder er hat ihn verschenkt?“, schlug sie vor, mit jener übertriebenen Geduld, die man Kleinkindern entgegenbringt. „Arthur verschenkt nichts“, sagte Theodor steif. „Und er fällt auch nicht runter. Er war Pedant. Wie ich.“ „Hören Sie, Herr Blum“, sagte die Polizistin und klappte ihr Notizbuch zu. „Wir haben uns umgesehen. Das Portemonnaie liegt auf der Kommode, Bargeld ist drin. Der Fernseher ist noch da. Wer bricht ein, tötet einen alten Mann und stiehlt dann einen… Zinnbecher?“ Sie betonte das Wort Zinnbecher, als wäre es ein Synonym für wertlosen Plunder. Theodor schwieg. Sie hatte recht. Es klang lächerlich. Ein Mörder, der Zinnbecher stiehlt und Bargeld liegen lässt? Und doch. Er spürte den Kassenbon in seiner Tasche. Das Papier knisterte leise zwischen seinen Fingern. Mohnschnecke und Anis-Plätzchen. Das passte nicht. Der offene Türspalt passte nicht. Der umgekippte Topf passte nicht. Und das Loch im Regal schrie ihn förmlich an, auch wenn er es von hier draußen nicht sehen konnte. „Wir sind hier fertig“, sagte die Polizistin. „Der Bestatter wird informiert. Gehen Sie nach Hause, trinken Sie einen Tee. Es war sicher ein Schock für Sie.“ Sie drehte sich um und ging zum Streifenwagen. Der junge Polizist nickte ihm noch einmal zu – Kaugummi wieder in Rotation – und folgte ihr. Theodor blieb allein am Gartentor stehen. Der Nebel lichtete sich langsam, aber die Kälte war ihm tief in die Knochen gekrochen. Er sah zu seinem eigenen Haus hinüber. Es wirkte sicher, warm und geordnet. Er könnte jetzt reingehen. Er könnte seinen Toast essen, auch wenn er kalt war. Er könnte so tun, als wäre Arthur einfach nur weggezogen. Aber in seiner Tasche

brannte der Kassenbon wie glühende Kohle. Und in seinem Kopf begann sich ein Gedanke zu formen, der so gar nicht zu Theodor Blum passte. Ein Gedanke, der Unordnung stiftete, statt sie zu beseitigen. Die irren sich, dachte Theodor. Er zog den Bon ein kleines Stück aus der Tasche und betrachtete das Datum. Gestern, 14:32 Uhr. Arthur war gestern Nachmittag beim Bäcker gewesen. Er hatte Dinge gekauft, die er nicht mochte. Für jemanden, den er erwartete? Und jetzt war er tot. Und ein Becher fehlte. Theodor schob den Bon ganz tief in die Tasche zurück. Er drückte seinen Rücken durch. Die Wirbelsäule protestierte, aber er ignorierte es. Wenn die Polizei die Ordnung nicht wiederherstellen wollte, dann musste er es eben selbst tun. Er war Philatelist. Er fand Fehler in Wasserzeichen, die andere nur mit dem Mikroskop sahen. Er würde herausfinden, wo dieser verdammte Becher war. Und wenn es das Letzte war, was er tat. Theodor drehte sich um und ging auf sein Haus zu. Er achtete peinlich genau darauf, die Garten-Clogs auf der Fußmatte abzutreten. Das Chaos war da. Aber Theodor Blum hatte gerade beschlossen, zurückzuschlagen.

2 – Die Invasion

Ein Auto, das nicht hierhergehört

Der folgende Tag begann, wie Tage in der Amselgasse immer begannen: Grau, ruhig und mit dem verlässlichen Geräusch des Postautos, das pünktlich um 10:30 Uhr in die Straße einbog. Theodor saß an seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer. Vor ihm lag, eingebettet in das sanfte

Licht seiner Lupenlampe, eine Sachsen-Dreier von 1850. Ein herrliches Exemplar, ziegelrot, mit einem kaum sichtbaren Stempelansatz am linken Rand. Normalerweise war der Anblick dieser Briefmarke für Theodor so beruhigend wie für andere Menschen eine Yoga-Stunde oder ein Glas Rotwein. Er konnte sich minutenlang in den feinen Linien des Druckbildes verlieren, die von einer Zeit erzählten, in der Kommunikation noch Porto kostete und nicht bloß aus Emojis bestand. Doch heute wollte sich die Ruhe nicht einstellen. Theodors Blick wanderte immer wieder von der Marke weg, hinaus durch das Fenster, hinüber zu Nummer 4. Das Haus stand verlassen da. Die Rollläden waren halb heruntergelassen, wie Augenlider eines Schlafenden, der nicht geweckt werden wollte. Ein kleines Siegel der Polizei klebte an der Haustür, ein bürokratischer Pflasterstreifen, der besagte: Hier ist etwas passiert, aber nichts Wichtiges. Theodor griff in die Tasche seiner beigen Strickjacke. Seine Finger umschlossen das kleine, knitterige Stück Papier. Der Kassenbon. Er hatte ihn glattgestrichen und gestern Abend mit einer Lupe studiert. Nichts Auffälliges, abgesehen von der monströsen Tatsache, dass Arthur Hagedorn Anisgebäck gekauft hatte. Für wen?, fragte sich Theodor zum hundertsten Mal. Und wo ist der Becher? Er wollte gerade die Lupe wieder zur Hand nehmen und einen erneuten Versuch starten, in die Welt der sächsischen Postgeschichte abzutauchen, als ein Geräusch die Stille der Amselgasse zerriss. Es war kein normales Geräusch. Es war kein sanftes Surren eines modernen Motors oder das rhythmische Klappern eines Lieferwagens. Es war ein Röhren. Ein ungesundes, blechernes Husten, untermalt

von lauter Musik, bei der vor allem der Bass dominierte. Bumm-Bumm-Bumm. Theodor zuckte zusammen. Seine Hand rutschte ab, und die Pinzette kratzte gefährlich nah über die Sachsen-Dreier. „Um Himmels willen", entfuhr es ihm. Er erhob sich, schob die Brille zurecht und trat ans Fenster. Er zog die Gardine exakt zwei Zentimeter zur Seite – weit genug, um alles zu sehen, aber eng genug, um unsichtbar zu bleiben. Ein Auto bog in die Einfahrt von Nummer 4 ein. Wenn man es denn Auto nennen wollte. Es war ein alter, kanariengelber Kleinwagen, vermutlich französischer Bauart, der seine besten Jahre nicht nur hinter sich hatte, sondern sie vermutlich schon gar nicht mehr im Rückspiegel sehen konnte. Der Kotflügel vorne rechts hatte eine andere Farbe als der Rest – ein mattes Rostrot –, und die Stoßstange wurde von einer beeindruckenden Sammlung an Aufklebern zusammengehalten. Theodor kniff die Augen zusammen und las: „Atomkraft? Nein danke", „Sylt" (halb abgekratzt) und „Hupen, wenn du Pizza liebst." Das Fahrzeug kam mit einem quietschenden Ruck zum Stehen. Nicht in der Einfahrt. Nicht auf der Straße. Sondern quer. Das Heck ragte auf den Gehweg, die Front stand auf Arthurs gepflegtem Rasen. Ein Reifen malmte gnadenlos eine Reihe Stiefmütterchen nieder. Theodor spürte einen fast körperlichen Schmerz in der Brustgegend. Das war kein Parken. Das war eine Kriegserklärung an die Straßenverkehrsordnung. Die Musik verstummte abrupt. Die Fahrertür wurde aufgestoßen und knallte gegen den Briefkastenpfosten. Klong. Eine Frau stieg aus. Sie passte perfekt zu dem Auto. Theodor schätzte sie auf Ende dreißig, vielleicht Anfang vierzig. Sie trug

einen Mantel, der aussah, als wäre er aus mehreren verschiedenen Decken zusammengenäht worden – bunt, weit und flatternd. Darunter eine Jeans mit Löchern (waren die gekauft oder echt? Theodor befürchtete Ersteres), und an den Füßen trug sie klobige Stiefel, die eher nach Baustelle aussahen als nach Trauerbesuch. Ihre Haare waren eine wilde Masse aus roten Locken, die in alle Himmelsrichtungen abstanden und von einem grünen Tuch nur mühsam im Zaum gehalten wurden. „Arthur!“, rief die Frau. Sie schrie es fast. Ihre Stimme war rau, laut und emotional. Sie stürmte auf die Haustür zu, ignorierte dabei den Weg und lief quer über das Beet. Sie rüttelte an der Tür. „Arthur, mach auf! Ich weiß, dass ich zu spät bin, aber mein Handy war leer und dieser verdammte Akku…“ Sie stoppte. Sie sah das Polizeisiegel. Sie trat einen Schritt zurück, als hätte die Tür nach ihr geschlagen. Die Frau starrte auf den amtlichen Aufkleber. Ihre Schultern, die eben noch vor Energie gebebt hatten, sanken herab. Die bunten Stoffbahnen ihres Mantels wirkten plötzlich wie welkende Blütenblätter. Theodor beobachtete sie. Er kannte sie nicht, und doch wusste er sofort, wer sie war. Arthur hatte sie einmal erwähnt, an einem Silvesterabend vor drei Jahren, nach dem zweiten Glas Sekt, was Arthurs absolute Obergrenze war. „Ich habe eine Nichte“, hatte Arthur gesagt, mit dem Gesichtsausdruck eines Mannes, der zugibt, eine ansteckende Krankheit zu haben. „Ina. Sie ist… künstlerisch veranlagt. Sehr unstet. Lebt in Berlin.“ Das war Ina. Das Berliner Chaos war in Kirchberg gelandet. Theodor sah, wie Ina Hagedorn die Hände vor das Gesicht schlug. Sie begann zu weinen. Nicht leise und diskret, wie man

in der Amselgasse weinte, sondern laut, schluchzend, mit bebendem Körper. Sie lehnte sich gegen die Hauswand und rutschte langsam daran herunter, bis sie auf der Fußmatte hockte – jener Fußmatte, die Theodor gestern noch zurechtgerückt hatte. Es war ein Bild des Jammers. Theodor stand hinter seiner Gardine und rang mit sich. Sein Instinkt – der Instinkt des Einsiedlers – schrie: Bleib hier! Mach das Licht aus! Warte, bis sie weg ist! Mit solchen Menschen konnte man nicht reden. Sie waren laut, sie waren unlogisch, und sie parkten auf Blumen. Aber da war der Zettel in seiner Tasche. Die Anis-Plätzchen. Ina war die Nichte. Die einzige Verwandte. Wenn Arthur für jemanden Gebäck gekauft hatte, das er selbst hasste, dann vielleicht für sie? Wusste sie etwas? Und außerdem… sie saß auf dem kalten Boden. Theodor war vielleicht ein Misanthrop, aber er war kein Unmensch. Und er war ein Gentleman alter Schule. Man ließ eine Dame nicht weinend auf einer Fußmatte sitzen, selbst wenn sie aussah wie ein explodierter Farbkasten. Er seufzte schwer. Ein Seufzer, der aus der Tiefe seiner Seele kam und Abschied nahm von der Ruhe des Vormittags. Er legte die Pinzette beiseite. Er deckte die Sachsen-Dreier vorsichtig mit einer Schutzfolie ab. Dann ging er in den Flur, zog seine Schuhe an und griff nach einem Paket Taschentücher, das griffbereit auf der Kommode lag (Papiertaschentücher, vierlagig, alles andere war Schmirgelpapier). Er öffnete seine Haustür und trat hinaus.

„Ähem“, machte er. Ina Hagedorn reagierte nicht. Sie schluchzte weiter in ihre Hände. Theodor räusperte sich lauter. „Ähem!“ Der bunte Haufen auf der Fußmatte bewegte sich. Ein Gesicht tauchte zwischen den Händen

auf. Verweint, Mascara verschmiert (was ihr das Aussehen eines traurigen Waschbären verlieh), rote Nase. Sie sah ihn an. Grüne Augen, die vor Tränen schwammen. „Wer… wer sind Sie?“, schniefte sie. „Mein Name ist Blum“, stellte Theodor sich vor und blieb in sicherem Abstand von zwei Metern stehen. „Theodor Blum. Ich wohne hier. Nebenan.“ Er deutete vage auf sein Haus. „Oh.“ Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Nase. Theodor zuckte innerlich zusammen. Wolle auf Schleimhaut. Unhygienisch. „Hier“, sagte er und streckte ihr das Päckchen Taschentücher entgegen. Er hielt es ganz am äußersten Zipfel fest. Ina starrte das Taschentuch an, als wäre es ein Friedensangebot einer fremden Spezies. Dann griff sie danach, riss die Packung auf und schnäuzte sich lautstark. „Danke“, murmelte sie. „Ich… ich wollte zu Arthur. Aber da klebt so ein Ding.“ „Ein Polizeisiegel“, bestätigte Theodor nüchtern. „Warum? Was hat er angestellt? Hat er wieder Falschparker angezeigt?“ Ein kurzes, hysterisches Lachen entwich ihr. Theodor schwieg einen Moment. Er wusste nicht, wie man so etwas schonend beibrachte. Er hatte keine Kinder und keine Übung in Empathie. „Arthur ist tot, Frau Hagedorn“, sagte er schließlich. Schlicht und direkt. Wie ein Stempelaufdruck. Ina erstarrte. Das Taschentuch hing schlaff in ihrer Hand. „Tot?“ „Gestern Morgen. Ich habe ihn gefunden.“ Sie sah ihn an, und in ihren Augen wechselte der Ausdruck von Trauer zu Unglaube. „Aber… wir wollten uns treffen. Morgen. Zum Tee.“ Theodors Ohren spitzten sich metaphorisch. Zum Tee. „Zum Tee?“, fragte er vorsichtig nach. „Hier? Bei Arthur?“ „Ja. Er hat mir geschrieben. Einen Brief. Ganz

altmodisch.“ Sie kramte in ihrer riesigen, beutartigen Umhängetasche, die neben ihr im Beet lag. „Er hat geschrieben, es sei wichtig. Er müsse mit mir reden. Über früher. Über…“ Sie stockte. „Über was?“ Theodor trat einen halben Schritt näher. „Über eine alte Schuld“, flüsterte Ina. „Er schrieb, er wolle reinen Tisch machen, bevor es zu spät ist.“ Theodor spürte, wie sein Herz schneller schlug. Reinen Tisch machen. Das klang nicht nach einem gemütlichen Kaffeekränzchen. Das klang nach einem Motiv. Oder nach einer Gefahr. Und es erklärte die Anis-Plätzchen. „Frau Hagedorn“, sagte Theodor und seine Stimme war nun etwas weicher, fast verschwörerisch. „Ich glaube, Sie sollten reinkommen. In mein Haus. Ich kann Ihnen einen Tee machen. Und… ich glaube, wir haben Dinge zu besprechen.“ Er blickte sich kurz um, als erwarte er, dass die Hecke Ohren hätte. „Und außerdem“, fügte er mit einem strengen Blick auf den gelben Kleinwagen hinzu, „sollten Sie Ihr Fahrzeug umparken. Sie stehen auf den Stiefmütterchen. Das gibt Ärger mit dem Ordnungsamt.“ Der Weg von der Haustür in Theodors Wohnzimmer war kurz, aber lang genug für drei Beinahe-Herzinfarkte. Zuerst waren da Inas Stiefel. Sie waren klobig, schwarz und mit einer Schicht Erde bedeckt, die ausreichte, um einen kleinen Balkonkasten zu bepflanzen – vermutlich Reste aus Arthurs Blumenbeet. „Die Schuhe“, presste Theodor hervor, als Ina gerade dabei war, auf das makellose Parkett seines Flurs zu treten. „Wir… äh… wir pflegen hier eine schuhfreie Zone.“ Ina stoppte, balancierte kurz auf einem Bein wie ein ungelenker Storch und riss sich die Stiefel von den Füßen. Sie ließ sie einfach fallen.

Sie stellte sie nicht ab. Sie ließ sie fallen, sodass einer auf der Seite landete und der andere halb auf die Fußmatte ragte. Theodor schloss kurz die Augen. Einatmen. Ausatmen. Es ist ein Notfall. Dann war da ihr Mantel. Sie schälte sich aus dem bunten Stoffungetüm und suchte vergeblich nach einem Haken. Da Theodor seine Garderobe streng nach Saison und Farbe sortiert hatte und kein Bügel frei war, warf sie den Mantel kurzerhand über das Geländer der Treppe, die in den ersten Stock führte. Er hing dort schlaff herunter wie eine Fahne nach einer verlorenen Schlacht. „Netter Schuppen", sagte Ina und schniefte erneut. „Riecht ein bisschen wie bei Oma Erna. Aber sauber." „Danke", sagte Theodor steif. Er beschloss, den Kommentar zu Oma Erna zu überhören. Er hob im Vorbeigehen unauffällig einen Erdklumpen auf, der sich von ihren Socken gelöst hatte, und ließ ihn in seine Hosentasche verschwinden. Er führte sie ins Wohnzimmer. Es war Theodors ganzer Stolz. Helles Eichenparkett, cremefarbene Wände, eine Sitzgruppe aus Leder, auf der keine einzige Falte zu sehen war, weil Theodor die Kissen jeden Abend aufschüttelte. In den Regalen standen seine Fachbücher über Philatelie, alphabetisch geordnet. Ina steuerte zielsicher auf den Couchtisch zu – eine Glasplatte auf einem Marmorsockel – und ließ ihre riesige Beuteltasche darauf plumpsen. Das Geräusch von Metall auf Glas ließ Theodor innerlich wimmern. „Setzen Sie sich doch", bot er an und deutete auf den Sessel, der am weitesten von seinen Briefmarkenalben entfernt stand. Ina ließ sich fallen. Sie saß nicht, sie lümmelte. Ein Bein schlug sie unter, das andere wippte nervös. „Ich mache Tee", verkündete Theodor und flüchtete in die

Küche. Er brauchte diese Minuten. Er musste Wasser kochen, nicht nur für den Tee, sondern um seine Nerven zu sterilisieren. Er wählte eine Darjeeling-Mischung, First Flush. Etwas Beruhigendes. Er stellte zwei Tassen auf ein Tablett, dazu Sahne, Kandis und – nach kurzem Zögern – eine kleine Schale mit Butterkeksen. Neutrales Gebäck. Keine Experimente. Als er zurück ins Wohnzimmer kam, hatte Ina das Taschentuch, das er ihr gegeben hatte, in kleine Fetzen zerpflückt. Ein weißer Schneesturm aus Zellstoff lag auf ihrem Schoß und auf Theodors Lederpolster. Er stellte das Tablett ab. Das Klirren des Porzellans schien sie aus ihrer Trance zu wecken. „Danke", sagte sie leise. Ihre Augen waren immer noch gerötet, aber der erste Schock schien einer dumpfen Resignation gewichen zu sein. „Milch? Zucker?", fragte Theodor. „Egal. Hauptsache heiß." Theodor bereitete ihr eine Tasse zu – mit Sahne, ohne Zucker, das schien ihm angemessen für eine Trauersituation – und reichte sie ihr. „Sie sagten, Arthur habe Ihnen geschrieben", begann Theodor vorsichtig, nachdem er sich selbst gesetzt und (aus Prinzip) die Serviette auf seine Knie gelegt hatte. Ina nickte. Sie griff in ihre Jeanstasche und zog einen zerknitterten Briefumschlag hervor. „Er kam am Montag an. Per Post. Wer schreibt denn heute noch Briefe?" „Kulturmenschen", antwortete Theodor trocken. „Darf ich?" Sie reichte ihm den Brief. Theodor entfaltete das Papier. Es war Arthurs Briefpapier. Schweres Bütten, cremeweiß. Theodors Daumen strich prüfend über den Rand. Gute Qualität. Er las. Arthurs Handschrift war wie er selbst: Steil, eng, akkurat, aber mit einem leichten Zittern, das dem Alter geschuldet war. „Liebe Ina, ich

weiß, wir haben uns lange nicht gesehen. Zu lange. Es gibt Dinge, die man nicht am Telefon bespricht und schon gar nicht in diesen neumodischen Emails. Die Vergangenheit holt mich ein, Kind. Ich habe Fehler gemacht. Große Fehler. Es geht um die Sache von 1999. Du erinnerst dich vielleicht, wie seltsam alles damals war. Ich habe geschwiegen, um den Frieden zu wahren, aber der Preis war zu hoch. Ich will reinen Tisch machen. Ich habe etwas zur Seite gelegt, um meine Schuld zu begleichen. Bitte komm am Mittwoch zum Tee. Ich werde meine berühmten Waffeln backen, und wir reden. In Liebe, Dein Onkel Arthur.“ Theodor las den Brief zweimal. 1999. Das Jahr, aus dem der Zinnbecher fehlte. Er gab ihr das Blatt zurück. „Er spricht von einer Schuld“, sagte Theodor nachdenklich. „Haben Sie eine Ahnung, was er meint?“ Ina schüttelte den Kopf, was eine neue Welle roter Locken in ihr Gesicht spülte. „Keine Ahnung. 1999? Da war ich achtzehn. Ich hatte andere Sorgen als Onkel Arthur. Abi-Stress, mein erster Freund, Techno-Partys… Arthur war für mich nur der spießige Onkel, der zu Weihnachten Socken schenkte.“ Sie nahm einen Schluck Tee und verzog das Gesicht. „Heiß.“ Theodor beobachtete sie. Sie wirkte ehrlich verwirrt. „Er schreibt, er wolle Waffeln backen“, bemerkte Theodor. „Ja. Arthur hat immer Waffeln gebacken, wenn Besuch kam. Mit heißen Kirschen. Das war sein Ding.“ Theodor nickte langsam. Er griff in die Tasche seiner Strickjacke. Das Papier knisterte leise. „Frau Hagedorn“, sagte er und beugte sich etwas vor. „Mögen Sie eigentlich Anis?“ Ina sah ihn an, als hätte er sie gefragt, ob sie gerne Benzin trinke. „Anis? Bah. Nein. Das schmeckt wie Lakritz, das in